



Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.

Thomas Gesterkamp

Von Arbeitsnomaden und freien  
Lanzenträgern –  
Aufbruch in eine andere Berufswelt

Vortrag und Diskussion



Jahrestagung des dvb  
18. Juni 2006  
in Bonn-Bad Godesberg

Dr. Thomas Gesterkamp, geboren 1957, Journalist und Buchautor, lebt in Köln und ist Vater einer Tochter.

Studium der Soziologie, Pädagogik und Publizistik in Hamburg und Münster. Zwei Jahre Redakteur, dann Mitbegründer eines Journalistenbüros. Promotion in Politikwissenschaft an der Universität Köln über „Männliche Arbeits- und Lebensstile in der Informationsgesellschaft“.

Beiträge im Hörfunk, Texte in Tages- und Wochenzeitungen sowie in Sammelbänden und Fachzeitschriften. Daneben Tätigkeit als Referent Hochschuldozent, Moderator und in der Weiterbildung; rund 300 Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen im deutschsprachigen Raum.

Buchveröffentlichungen:

„Hauptsache Arbeit? - Männer zwischen Beruf und Familie“, Rowohlt Verlag 1998.

„gutesleben.de – Die neue Balance von Arbeit und Liebe“, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2002.

„Die Krise der Kerle – Männlicher Lebensstil und der Wandel der Arbeitsgesellschaft“, LIT-Verlag, Münster 2004.

Kontakt:

Thomas Gesterkamp, Theodor-Schwann-Str. 13, 50735 Köln.

Telefon/Fax: 0221-7604899.

E-Mail: [thomas.gesterkamp@t-online.de](mailto:thomas.gesterkamp@t-online.de)

Die Jahrestagung 2006 „Aufbruch – 50 Jahre dvb“ wurde gemeinsam veranstaltet vom Deutschen Verband für Bildung und Berufsberatung e.V. und dvb-BerufsBeratungsRegister e.V.

Erschien erstmals in der Dokumentation zur JAT 2006



Herausgeber der Reihe dvb-script (neue Auflage):

dvb • Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.

© Schwerte • Düsseldorf • 2006

## **Von Arbeitsnomaden und freien Lanzenträgern – Aufbruch in eine andere Berufswelt**

Guten Morgen. „Aufbruch“ heißt das Motto Ihrer Jahrestagung, Aufbruch in eine andere Berufswelt“ lautet der Untertitel meines Vortrags. Aufbruch klingt zunächst erstmal positiv, optimistisch. Aber schon die Ankündigungen ihrer Workshops gestern haben mit den verschiedenen – und nicht durchgehend optimistischen – Facetten des Wortes „brechen“ gespielt. Da war nicht nur von Aufbrüchen, sondern auch von Umbrüchen, Einbrüchen und Ausbrüchen die Rede. Gut, mit letzterem waren Heiterkeitsausbrüche gemeint. Lachyoga-Workshop, also etwas Positives! Abends dann das Kabarett „Los BestBerados“, das klingt nach humorvollem Verzweifeln. Wenn professionelle Entertainer die Inhalte solcher Tagungen begleiten, entwickeln sie daraus manchmal lustige Spontan-Nummern. Den Lach-Workshop hätten die sich bestimmt nicht entgehen lassen. „Distanz zu den Dingen schaffen“, „eine Brücke zu meinem Gegenüber schlagen“ – ich zitiere aus Ihrer Ausschreibung. Oder, wie der Dichter Gotthold Ephraim Lessing einst die „Minna von Barnhelm“ sagen ließ: „Das Lachen erhält uns vernünftiger als Verdruss.“

Tja, der Verdruss, die Verzweiflung. Der Alltag Ihrer Profession ist, so nehme ich an, meistens nicht unbedingt witzig. Über diesen Alltag kann man zu Recht verdrossen oder gar verzweifelt sein – etwa darüber, wie die staatliche Berufsberatung schleichend abgebaut wird. Man kann sich darüber ärgern, dass die Bundesagentur für Arbeit zu einer reinen Vermittlungsstelle zu werden droht, die sich für eine intensive berufliche Begleitung ihrer Klientel keine Zeit mehr nimmt. Ich vermeide an dieser Stelle, Sie haben es vielleicht gemerkt, bewusst die offizielle Sprachregelung „Kunde“ – das klingt mir viel zu sehr nach freier Entscheidung, nach Lust und Laune. Denn denjenigen, die Sie beraten sollen, ist häufig bestenfalls nach Galgenhumor zumute. Entsprechend schwer fällt es selbst einem lächelnden Berater, „eine Brücke zu seinem Gegenüber“ zu schlagen.

Statt klarer Berufswege und stabiler privater Beziehungen dominieren heute Unsicherheiten und ein biografischer Zickzackkurs – vor allem in der nachwachsenden Generation. Ich nenne Ihnen zwei symptomatische Beispiele dazu aus jüngster Zeit: Die überwiegend von jungen Leuten getragenen Straßenproteste dieses Frühjahrs in Frankreich zielten bezeichnenderweise nicht darauf, allgemein die Massenarbeitslosigkeit anzuprangern oder höhere Löhne zu fordern. Es ging schlicht darum, die Befristung von Arbeitsverträgen für Berufsanfänger zu verhindern – das war Anlass, der in Paris und anderswo Hunderttausende mobilisiert hat. In Deutschland regt sich vergleichsweise wenig. Immerhin fanden am letzten 1. Mai nicht nur die traditionellen Demonstrationen der Gewerkschaften zum Tag der Arbeit statt. Zumindest in Hamburg und Berlin wurde, inspiriert durch Vorbilder aus dem Ausland, diesmal gleich „Mayday“ gefunkt. In höchster Not meldete sich die „Generation Praktikum“ öffentlich zu Wort, oder auch die „Generation Prekär“, wie andere sich nennen. Im katholischen Italien tragen Protestierende von neuerdings die Fahne eines bisher unbekanntes Heiligen vor sich her, von „San Precario“. San Precario soll Schutz bieten vor der Willkür eines immer weniger durch allgemein anerkannte Regularien abgesicherten Arbeitsmarktes.

Als Buchautor und Journalist, der seit zwanzig Jahren freiberuflich tätig ist – vorher habe ich zwei Jahre als festangestellter Redakteur gearbeitet, davor Soziologie, Pädagogik und Publizistik studiert - als Kleinunternehmer also kenne ich mich aus mit Unsicherheit und locker geknüpften Arbeitsbeziehungen! Denn selbstverständlich ist es ein Mythos der „Generation Praktikum“ – oder auch der französischen Studenten – zu glauben, sie seien die ersten, die schon früh mit „Brüchen“ in ihrem Berufsleben konfrontiert werden! Mitte der achtziger Jahre, als ich mein Studium beendet habe, sorgten auch schon die arbeitslosen Akademiker in den Universitätsstädten für Schlagzeilen, weil sie als Taxifahrer jobbten. Lehramtsanwärtern wurde damals geraten, den Staatsdienst zu vergessen und sich besser gleich zum Computerexperten umschulen zu lassen. Später ist dann aus den meisten doch noch was geworden. Ich will auf Folgendes hinaus: Jede Alterskohorte neigt dazu, ihre spezifische Generationserfahrung der Öffentlichkeit so zu verkaufen, als würde gerade ihr besonders übel mitgespielt.

Die Studierenden an der Hochschule, an der ich unterrichte, sind immer ganz erstaunt, wenn ich ihnen im Seminar über Arbeitsmarktpolitik per Grafik vorführe, wie gering die Arbeitslosenquote von Hochschulabgängern im Vergleich zu angelernten Arbeitern oder anderen niedrig Qualifizierten ist. Die wollen das gar nicht glauben. Ihre Erwartungen, ihre Zukunftsängste sind viel größer als sie nach der Datenlage sein müssten. Das ist übrigens auch ein Aspekt, der uns bei der derzeitigen Debatte über Demografie und Geburtenrückgang beschäftigen müsste. Ich will damit aber nicht verharmlosen. Wer jetzt ins Berufsleben einsteigen will – und sich dabei vielleicht von Ihnen beraten lässt – hat nämlich durchaus Grund

zur Sorge. Deutlich mehr Menschen als früher schlagen sich heute als Arbeitsnomaden ohne feste Anstellung durch, müssen sich mit nicht verlässlichen Jobs und nur locker geknüpften sozialen Sicherheitsnetzen zufrieden geben. Oder sie werden gleich zu „Ich-Agenten“, zu freiberuflichen Unternehmern in eigener Sache, – und zwar eben nicht unbedingt freiwillig, wie das vor zwanzig Jahren noch häufiger der Fall war.

Den Nonsens Begriff „Ich-AG“ hat ja einst die Hartz-Kommission aufgebracht, aber eigentlich kommt er aus der Trendforschung. Es ist ein interessantes Phänomen, dass Arbeitsmarktexperten inzwischen zu zeitgeistigen Floskeln greifen, um ihre Politik zu verkaufen. Vielleicht haben die Hartz-Kommissionäre ja auch einen Lachyoga-Workshop absolviert, bevor sie auf die Idee kamen, jeder sollte nicht nur seines Glückes Schmied sein und sein eigener Unternehmer werden, sondern am besten gleich seine eigene Aktiengesellschaft gründen! Ich-AG klingt jedenfalls besser als Jobnomade oder gar „prekär Beschäftigter“. Ich-Agenten, besser gesagt Existenzgründer, wie sie offiziell heißen, brauchen allerdings exklusive Fähigkeiten, um sich gut zu vermarkten. Sie müssen investieren in ihr „Humankapital“, um es in der bisweilen menschenverachtenden Sprache der Betriebswirtschaft zu sagen, in ihre Qualifikation, in ihre Aus- und Weiterbildung. Und selbstverständlich benötigen sie auf ihrem Weg in die Selbstständigkeit auch Beratung. Und zwar nicht weniger, sondern mehr Beratung als früher!

Wir Journalisten werden in der Öffentlichkeit oft als Allrounder wahrgenommen, als Leute, die zu allem etwas zu sagen haben – was dazu führt, dass einige von uns das nicht immer qualifiziert tun. „Verbreiter von Halbwissen“ nennen Kritiker unsere Profession despektierlich – ein manchmal durchaus berechtigter Vorwurf. Was die Entwicklung am Arbeitsmarkt angeht, spielt die Medienbranche eine Art Vorreiterrolle. Der Schutzheilige San Precario war hier nämlich schon immer allgegenwärtig, Freiberuflichkeit und unsichere Beschäftigung haben eine lange Tradition. Wenn man, wie es früher in Kollegenkreisen ironisch hieß, nicht in der „Anstalt“ landen wollte – also etwa bei der Rundfunk-Anstalt WDR oder als lebenslänglich Festangestellter bei einer Tageszeitung – wenn man sich also auf das Abenteuer eines biografischen Zickzackkurses einlassen wollte, dann brauchte man schon immer ein klares Profil. Mit Halbwissen kommt man zumindest im freien Journalismus nicht allzu weit.

Ich habe mich früh auf Themen spezialisiert, die mit der Arbeitswelt zu tun haben. Am Anfang meines Berufslebens habe ich überwiegend Betriebsreportagen gemacht sowie über den Arbeitsmarkt und sozialpolitische Themen berichtet. In meinem ersten Buch „Hauptsache Arbeit?“ – mit Fragezeichen! – ging es um die zentrale Bedeutung der Erwerbsarbeit gerade für die männliche Identität, für den

männlichen Lebensentwurf. Daneben interessierten mich früh die Wechselbeziehungen zwischen professionellen und privaten Welten. Ein Kernzeichen der neuen Biografien ist ja die Tendenz, dass sich Arbeit und Freizeit wieder stärker vermischen. Wenn Sie so wollen, erleben wir eine Renaissance alter handwerklicher Strukturen: Für viele Freiberufler, aber auch für manche Festangestellte, rücken Beruf und Privates, die die Industriegesellschaft zwei Jahrhunderte lang strikt getrennt hat, erneut zusammen. Damit beschäftigt sich mein Buch „gutesleben.de“, Untertitel: „Die neue Balance von Arbeit und Liebe“.

Sie haben richtig gehört: Arbeit und Liebe, nicht etwa „Arbeit und Leben“. Denn der modische Anglizismus von der „Work-Life-Balance“ konstruiert einen falschen Gegensatz: Auch die Erwerbsarbeit ist ein Teil des Lebens, und sogar ein sehr wichtiger. Von „Liebe“ spreche ich deshalb, weil man eben nicht nur seinen Partner, seine Kinder oder seine Freunde, sondern auch seine Arbeit lieben kann. Und das, so mein Eindruck, tun in unserer Gesellschaft immer mehr Menschen – übrigens auch immer mehr Frauen. Gar von einer „Erotisierung des Arbeitsplatzes“ spricht eine Studie aus Österreich: Wiener Wissenschaftler haben darin beschrieben, wie Führungskräfte ihren Beruf mit Gefühlen besetzen, während sie gleichzeitig ihre Familie versachlichen und als „reinen Service und Kinderaufzuchtbetrieb“ betrachten. Das ist die völlige Umkehrung der alten Zuordnungen von rationaler Arbeitswelt und emotional geprägtem Privatleben.

Erwerbsarbeit dient heute mehr denn je der persönlichen „Selbstverwirklichung“. Je knapper bezahlte Tätigkeit als gesellschaftliches Gut wird, desto stärker wächst paradoxerweise ihre Bedeutung im Lebensentwurf des einzelnen. Die alte männliche Vorstellung von Arbeit hieß Vollzeit ohne Unterbrechung bis zur Rente. Dieses Konzept ist jedoch vor allem für gering Qualifizierte und für junge Leute nicht mehr ohne weiteres realisierbar. Das politische Ziel „Vollbeschäftigung“ ist die rückwärts gewandte Verklärung eines Zustands, der ernsthafte Erwerbsarbeit nur für ein Geschlecht vorsah: Die alte Vollbeschäftigung war stets eine Vollbeschäftigung für Männer. Wir haben heute, wenn Sie sich die Zahlen anschauen, nicht weniger Beschäftigung als im Westdeutschland der 60er Jahre. Wir haben aber eine deutlich gestiegene Nachfrage nach bezahlten Jobs, eine höhere „weibliche Erwerbsneigung“, wie das die Wirtschaftswissenschaftler so hübsch nennen. Und eine Folge dieses versteckten Geschlechterkonfliktes am Arbeitsmarkt ist, dass neben den Frauen jetzt auch Männer mit „Patchwork“-Arbeit konfrontiert sind: mit einem biografischen Flickwerk, oder positiver ausgedrückt, mit einer bunten Mischung aus Vollzeitjob, Teilzeit, befristeter oder geringfügiger Beschäftigung, Erwerbslosigkeit oder auch freiwilligem Totalausstieg.

Arbeitsidentitäten definieren sich heute anders als in der alten Industriegesellschaft: über Wissensarbeit, über Angestelltenberufe mit erweiterten Freiheitsgra-

den, und über das Leitbild der Selbstständigkeit. In der Blütezeit der so genannten „neuen Ökonomie“ um die Jahrtausendwende habe ich oft erlebt, wie junge Leute das Jobhopping kurzerhand zu ihrer Lebensphilosophie erklärten. Sie präsentierten sich als „flexible Menschen“ im Sinne des amerikanischen Soziologen Richard Sennett – der diesen Begriff eher negativ verwendet: Ihm zufolge wird der Mensch eben nicht nur aus freien Stücken zum Navigator seiner Berufsbiografie und seines privaten Glücks. Nichts ist sicher, aber alles ist möglich, lautete dagegen die inzwischen weitgehend verstummte Botschaft der euphorischen Anhänger der „New Economy“: Die Aussicht auf das zehnjährige Betriebsjubiläum war nach ihrer Lesart kein Grund zum Feiern, sondern galt als Anzeichen für mangelnde Risikobereitschaft, für ein langweiliges Leben. Wie sich herausgestellt hat, wurde da allzu oft aus der Not eine Tugend gemacht: Das Spektrum der Existenzbastler und Ich-Agenten reicht heute vom erfolgreichen Webdesigner bis zur Aushilfe im Call-Center.

Was die Trendforschung mit Etiketten wie Ich-AG, Selbst-GmbH oder Portfolio-Arbeiter umschrieb, heißt in der Sprache der Wissenschaft „Arbeitskraftunternehmer“ – eine Wortschöpfung der Münchner Soziologen Günter Voß und Hans Pongratz. Aus meinem Berufsfeld, dem Journalismus, stammt der Begriff „Freelancer“. Freie Lanzenträger waren im Mittelalter jene stolzen Ritter, die ihre kriegerischen Dienste verschiedenen Herren und Höfen anboten. Als selbstständige Einzelkämpfer – im wahrsten Sinne des Wortes – unterhielten sie ein ständig wechselndes Netz von Geschäftsbeziehungen. Sie arbeiteten mal hier, mal dort, und stets nur befristet für die Dauer von (damals meist gewalttätigen) Projekten.

„Muddling through“ nennen das die US-Amerikaner: Sich irgendwie durchwursteln, immer wieder Phasen der Erwerbslosigkeit in Kauf nehmen, von einem Zeitvertrag zum nächsten hangeln – oder gleich zum Unternehmer in eigener Sache werden. In Deutschland haben allerdings, das bleibt festzuhalten, zwei Drittel der Erwerbstätigen nach wie vor ein festes Arbeitsverhältnis – wenn auch bei abnehmender Tendenz. Nur gut ein Zehntel der Erwerbstätigen arbeitet hierzulande auf eigene Rechnung. Die Selbstständigkeit nimmt aber wieder zu, nachdem sie seit Beginn der Industrialisierung im Verhältnis zur abhängigen Beschäftigung immer weiter gesunken war. Vor allem die Zahl der Ein-Personen-Unternehmen steigt seit der zweiten Hälfte der neunziger Jahre sprunghaft an. Rund die Hälfte der Selbstständigen hat keine Angestellten mehr. Erfolgreiche, gut bezahlte Solounternehmer sind darunter, aber auch moderne Tagelöhner, denen nichts anderes übrig bleibt. Zwar sind diese manchmal fast nur für einen einzigen Auftraggeber tätig, der soziale Schutz einer geregelten Anstellung aber wird ihnen vorenthalten. Die Arbeitszeiten diktiert das Unternehmen; ist nichts zu tun, gibt es auch kein Geld.

Solche „proletaroiden“ Selbstständigen, wie sie Theodor Geiger in seiner klassischen Studie zur „sozialen Schichtung des deutschen Volkes“ schon 1931 beschrieb, arbeiten heute zum Beispiel im Einzelhandel – zur Aushilfe auf Umsatzbasis, für Vertriebsfirmen oder ganz auf eigene Faust. Freiberuflerinnen stehen in der Kosmetikabteilung, beraten beim Kleiderkauf oder betreuen den Heimwerkermarkt. Auch Packer, Sortierer oder Regalbeschicker fordern die Unternehmen ohne weitere Verpflichtungen bei Bedarf an. Im Speditionsgewerbe nötigen Unternehmen ihre Fahrer, einen Lastwagen zu kaufen und auf eigenes Risiko weiterzumachen. Verlage und Druckereien umgeben sich mit formal unabhängigen Dienstleistern, die Aufgaben wie Anzeigenakquisition, Verwaltung oder Buchführung übernehmen. In Schlachthöfen lassen so genannte Ausbeiner auf eigene Rechnung Blut fließen; bei Tiefkühlketten oder Kurierdiensten ist der Kleinstunternehmer mit eigenem Transportfahrzeug fast schon der Regelfall.

In ein fragwürdiges Miniunternehmertum abgedrängt werden aber auch Mitarbeiter, die anspruchsvolle Aufgaben lösen und eine hohe Qualifikation vorweisen können. Betriebe lagern Tätigkeiten aus und vergeben sie als Projekt nach draußen. Solche Auftragsarbeit beschränkte sich früher auf Berufsgruppen mit langer freiberuflicher Tradition: Ärzte, Anwälte oder Steuerberater arbeiten seit Generationen als Selbstständige. Durch besondere Schutzsysteme wie etwa ständische Gebührenordnungen abgesichert, beruht die Geschäftsgrundlage dieser auf hohem Niveau abgeschotteten freien Berufe auf der gezielten Vermeidung von Wettbewerb.

Jene Selbstständigen hingegen, die die Arbeitsverwaltung jetzt per „Existenzgründungszuschuss“ fördert – und die im günstigen Fall vorher von Ihnen beraten worden sind! – konkurrieren in einem weitgehend ungeschützten Raum gegeneinander. Hier herrscht meist die Anarchie des Basars; die Höhe der Einkünfte ist nicht fest gelegt, sondern wird individuell und je nach Marktlage vereinbart. Manche Personaldienstleister vermitteln überhaupt keine Stellen mehr, sondern nur noch Aufträge. In den Computern dieser Arbeitsmakler werden die Fähigkeiten von Freiberuflern archiviert; umgekehrt können Unternehmen ihre Anforderungsprofile für spezielle Aufgaben erfassen lassen. Die Agenturen stellen Teams auf Zeit zusammen und kümmern sich um Selbstständige, die auf der Basis von Werkverträgen bezahlte Projektarbeit leisten wollen. Für klare Abmachungen über die Konditionen und entsprechende rechtliche Vereinbarungen sorgen die privaten Vermittler, auch eine Schlichterrolle im Konfliktfall bieten sie an gegen Provision, versteht sich.



Nun fragen sich einige von Ihnen vielleicht: Was haben prekäre Existenzgründer mit meinem Berufsalltag zu tun, ich berate doch überwiegend Leute, die ein festes Arbeitsverhältnis haben oder suchen! Bei der Antwort ist die sozialwissenschaftliche Debatte um den „Arbeitskraftunternehmer“ hilfreich. Denn für Günter Voß und Hans Pongratz, die den Begriff entwickelt haben, zeigt sich die neue „Selbstorganisation von Arbeit“ eben nicht nur in der formalen Selbstständigkeit, sondern auch in der abhängigen Beschäftigung. Bisher habe der Typus des „berufsbezogenen Arbeitnehmers“ überwogen, der „darauf ausgerichtet war, auf Anweisungen zu warten“. Jetzt trete ein neuer Typus in den Vordergrund, der gelernt hat, sich selbstständig zu organisieren, sich aber, so wörtlich – auch „selbstständig auszubeuten“. Über den Erfolg entscheidet das soziale und kulturelle Kapital, wie es Pierre Bourdieu genannt hat: Kapital nicht nur im Sinne von Besitz, sondern auch im Sinne von Bildung und sozialen Netzwerken. Voß spricht davon, dass die ganze Lebensführung „verbetrieblicht“ wird: Das Privatleben richte sich „in neuer Qualität systematisch auf den Erwerb aus“. Die Devise laute nicht mehr „Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps“, sondern: „Wir brauchen Sie voll und ganz und zu jeder Zeit – und dazu müssen sie Ihr Leben im Griff haben!“

Auch abhängig Beschäftigte sollen unternehmerisch denken und handeln: Tut, was ihr wollt, aber seid profitabel! Vertrauen ersetzt Kontrolle, Befehl und Gehorsam sind abgeschafft. Spät aufstehen, morgens einkaufen, lange Mittagspause? Kein Problem, nur das Projekt muss unbedingt bis Freitag Abend fertig sein – perfekt ausgefeilt natürlich. Kaum ist die eine Sache vom Tisch, wartet schon die nächste; oft müssen mehrere große Aufgaben gleichzeitig bewältigt werden. Der lange Arm der Arbeit reicht dabei weit hinein ins einst Private. Die Gedanken der Angestellten schweifen ab zu einem vergessenen Telefonat, zu einer Datei, die sie vorhin nicht mehr vollständig bearbeiten konnten. Und statt abzuschalten zu Hause, fangen sie an zu überlegen: Soll ich mich gleich noch mal eben hinsetzen und in den Firmenrechner einloggen, der Heim-PC ist schließlich online?

Solche Formen der „alternierenden Telearbeit“ bilden das Gegenstück zum „Management by Kasperletheater“, wie es der Berliner Arbeitszeitexperte Michael Weidinger ironisch beschrieben hat. „Seid ihr auch alle da?“ war früher die entscheidende, ständig wiederholte Frage. In den Büros dominierten – und dominieren teilweise noch heute – Zeitverbrauchs- und geradezu pathologischer Anwesenheitsdrang. Lange Präsenz und voller Terminplaner signalisierten Fleiß, Belastbarkeit und Unentbehrlichkeit. Jetzt fragt die Geschäftsführung plötzlich nicht mehr nach, ob auch alle da sind. Aber sie will die Mitspieler im Theater ganz, mit Haut und Haaren, überall und jederzeit. Ausgerüstet mit Handy und Laptop tragen die Mitarbeiter einen Wettlauf aus, den sie nicht gewinnen können. In ihren elektronischen Kalender tragen sie ein, wo sie sich gerade befinden und wie sie erreichbar sind. Zu den unpassendsten Zeiten treffen Anrufe oder Mails ein, auf

die eine sofortige Reaktion erwartet wird. Der Arbeitsdruck wächst, ohne dass direkter Zwang durch Vorgesetzte ausgeübt werden muss. Die Angestellten sind Getriebene, obwohl sie keiner mehr antreibt. Sie haben ihre Leistungsorientierung tief verinnerlicht, sie tun alles scheinbar aus freien Stücken. „Indirekte Steuerung“ nennt das der Unternehmensberater und Philosoph Klaus Peters. Für ihn geht es mittlerweile darum, „die Menschen vor sich selbst zu schützen“.

In solchen Arbeitskulturen wird der Beruf zum inneren Bedürfnis, zur internalisierten Verpflichtung. Das Ergebnis muss stimmen. Wie es zustande kommt, ist egal, aber: Immer mehr „Ergebnisse“ in immer kürzerer Zeit werden erwartet. Ohne Atempause reiht sich ein Projekt an das andere. Extreme Zielvorgabenbürden den Teams und jedem Einzelnen ökonomische Verantwortung für das ganze Unternehmen auf. Die Selbstkontrolle funktioniert bestens: In den Köpfen setzt sich der Gedanke fest, dass sich eigene Interessen und die Interessen der Firma weitgehend decken – auch wenn diese keineswegs identisch sind. In diesem Sinne umfasst der Begriff „Arbeitskraft-Unternehmer“ eben nicht nur formal Selbstständige, sondern beschreibt einen neuen Arbeitshabitus auch von dauerhaft Angestellten in den Betrieben. Für Ihre Aufgabe als Berater kann das bedeuten: Das entsprechende Qualifikationsprofil, das einst nur an Freiberufler gestellt wurde, wird künftig vielleicht auch gebraucht, wenn Ihr Gegenüber gar keine Existenzgründung anstrebt, sondern eine abhängige Beschäftigung sucht.

Ich möchte meine These vom Medienarbeitsmarkt als einem Vorreiter der neuen Arbeitskulturen noch etwas vertiefen. Beispiel private Fernsehstationen: Dort sind feste Stellen längst zur Ausnahme, die Auftragsarbeit zur Regel geworden. Um die Sender spannt sich ein weit verzweigtes Netzwerk von ausgelagerten Dienstleistungsanbietern. Ob es um Witze für Harald Schmidt, um Drehbücher für die Seifenoper, um Lichttechnik, Kulissendesign oder Gästecasting geht: Die meiste Arbeit erledigen Subunternehmen, die wiederum Aufträge an einzelne Selbstständige vergeben. Die meisten Medienkonzerne sind personell ausgedünnte Betriebe, die sich auf Koordinierung und Steuerung beschränken. Zeit- oder Werkverträge sind in jedem Fall billiger, als langfristig einzustellen. In der Sprache der Absatzwirtschaft ausgedrückt: Wenn die Markteinführung eines neuen Produktes scheitert – also der Film floppt, die Serie nach der ersten Staffel zu wenig Quote macht – wären für überflüssig gewordene Dauerangestellte teure Abfindungen fällig. Befristet Beschäftigte oder gar Freiberufler dagegen verursachen viel weniger Kosten – und sie kennen die Risiken ihres Jobs.

Für die „Generation Praktikum“ erfolgt der Start in den Beruf in höchst ungesicherter Form – als unbezahlter Schnupperkurs oder als freie Mitarbeit zu Niedrighonoraren. Begleitet höchstens von „San Precario“ – aber in der Regel nicht von einer vernünftigen Berufsberatung! – werden junge Leute Meister des Durchhaltens und

Könige des Scheiterns. Auf hindernisreichen Umwegen und nach der Methode von Versuch und Irrtum wollen sie durchstarten in ihren Traumberuf. Rechtlicher Status und soziale Sicherung scheinen zunächst kein Thema. In der Fernsehbranche ist man schon stolz darauf, überhaupt an der glamourösen Welt der Stars und Sternchen teilhaben zu dürfen – auch wenn man selbst nur die Kabel trägt. Stefan Raab – Sie mögen von ihm halten, was Sie wollen – hat übrigens auch so angefangen...

Cooler Auftreten und elitäre Selbstdefinition stehen bei vielen Medienarbeitern in offensichtlichem Missverhältnis zur Qualität ihrer Jobs. Eine verlässliche und auf Dauer angelegte Beschäftigung können die wenigsten erwarten. Arbeit für ein paar Wochen, bestenfalls für ein paar Monate: Langfristigkeit ist in der kurzlebigen Szene kaum vorgesehen. Nach lukrativen Projekten kann ein tiefer Absturz folgen: Die Sendung wird eingestellt, der Moderator gekündigt, und mit ihm steht die ganze „Crew“ auf der Straße. Für die gut bezahlten Promis, vielleicht schon auf dem Sprung zum nächsten Job im Rampenlicht, beschränken sich die Folgen solcher Rauswürfe auf die Verletzung eigener Eitelkeiten – für das Fußvolk geht es ganz handfest um die Existenz.

Dubiose Formen der Selbstständigkeit, Zeitverträge und Jobs je nach Bedarf: Die Beschäftigungsformen im Mediengewerbe lesen sich wie ein Auszug aus dem Horrorkatalog jedes gestandenen Gewerkschafters. Gute Honorare erhalten die wichtigen Zuarbeiter erfolgreicher Fernsehformate nur so lange, wie die Einschaltquote stimmt. Auf gute Zeiten folgen schlechte Zeiten ohne Verdienst, Durststrecken. Nützlich ist die durch Staat und Verlage bezuschusste Künstlersozialkasse, die Selbstständige in publizistischen Berufen preisgünstig kranken- und rentenversichert – ein Angebot, das angesichts der rapide steigenden Nachfrage allerdings zunehmend reglementiert und eingeschränkt wird.

„Arbeitskraft-Unternehmer“ sind strategisch handelnde Akteure, die ein aufwändiges Selbstmarketing betreiben müssen. Sind sie nicht angestellt, sondern als „freie Lanzenträger“ tätig, tragen sie eine besonders schwache Rüstung – sie bleiben in hohem Maße abhängig von den Anforderungen ihrer Auftraggeber. Viele Gewerkschafter sehen in den neuen Arbeitsformen vor allem eine schändliche Abweichung von der alten, männlich geprägten Normalarbeit. Voß und Pongratz widersprechen: Der „verbetrieblichte Arbeitskraftunternehmer des Post-Fordismus“, so die Soziologen wörtlich, sei sozial keineswegs eindeutig zuzuordnen. Eine „echte Re proletarisierung breiter Gruppen“ sei nicht zu erwarten. Es könnte im Gegenteil geradezu „zum Kennzeichen des Arbeitskraftunternehmers werden, dass er die Fähigkeit und Bereitschaft besitzt, sich auf variierenden Einkommens- und Sozialniveaus einzurichten“.

Freiberufler verstehen sich selten als ausgebeutete Wesen. Doch nur jene, die sich wirklich frei entschieden haben, können Belastungen am Arbeitsplatz reduzieren oder ganz vermeiden. Es macht einen großen Unterschied, ob ein Selbstständiger gelegentlich Zwölfstundenschichten zulässt, weil er genau weiß, dass er den folgenden Tag ruhig angehen kann – oder ob sich ein enormer Dauerstress einstellt, weil weisungsgebundene Beschäftigte von einem Projekt zum nächsten hetzen müssen. Auch Projektarbeiter wollen auf Dauer keine Aushilfsjobs, sondern Arbeit auf ihrem Niveau mit angemessener Bezahlung. Insofern haben Gewerkschaften weiterhin eine wichtige Aufgabe, wenn sich die Risiken der neuen Berufsbiografien häufen. Trotz aller Individualisierung der Lebenslagen und Erwerbsverhältnisse bleiben gemeinsame Probleme, die sich besser kollektiv lösen lassen. Gewerkschaften sind einst als organisierte Gegenmacht entstanden, als Zusammenschlüsse von Leuten, die ihre Lage nur durch gemeinsames Handeln verbessern konnten. Im Kern hat sich an dieser Aufgabe nichts geändert: Nur ein kleiner Teil der Selbstunternehmer kann als Einzelkämpfer machtvoll über Arbeitszeit oder Entlohnung verhandeln. Die anderen zählen zu einer neuen Unterschicht, für die der bohemehafte Lebensstil nur Fassade ist: Sie sind das neue „Prekariat“.

In der Informationsgesellschaft, so meine These, gibt es nicht weniger, sondern nur anders ausgerichtete Bedürfnisse nach Sicherheit, Kommunikation und sozialer Heimat – ein Interesse an posttraditionellen Bindungen sozusagen. Wo der einzelne überfordert ist, wo Netzwerke nicht gut funktionieren, wächst der Beratungsbedarf der prekären „Lebensunternehmer“ – nicht nur von gewerkschaftlicher Seite. Und damit sind wir wieder bei Ihrer Profession angelangt! Berufsberatung ist komplizierter geworden, weil der „Aufbruch in eine andere Arbeitswelt“ so vielfältige Formen annehmen kann – aber gerade deshalb ist Beratung wichtiger denn je! Und sie ist eben nicht mehr nur für junge Leute wichtig, für den „ersten Beruf“, sondern wird zu einer lebenslangen und lebensbegleitenden Notwendigkeit – vor allem in den Phasen des Übergangs, der Transition, wie das die Arbeitswissenschaftler nennen.

Der Unübersichtlichkeit der Berufswege und Beschäftigungsformen steht ein staatliches Beratungsangebot gegenüber, das nicht erweitert, sondern eingeschränkt wird und sich restriktiv auf die unmittelbare „Vermittelbarkeit“ der Ratsuchenden konzentrieren soll. Im Kern existieren für die Arbeitsverwaltung offenbar nur die Kategorien „beschäftigt“ oder „arbeitslos“. Auf die neuen beruflichen Identitäten und Arbeitsbiografien der Informationswirtschaft, wie sie sich etwa in der Medienbranche beispielhaft abzeichnen, passen die alten Begriffe und Regelsysteme aber nicht mehr. Mischformen zwischen abhängiger Beschäftigung und Unternehmertum sind bisher kaum vorgesehen. Immerhin gibt es den Existenzgründungszuschuss, der sich trotz aller Pleiten von Solounternehmern zum einzi-

gen erfolgreichen Instrument aus der Werkzeugkiste der „Hartz-Module“ entwickelt hat. Die „Ich-AG“ ist eine Art Zwitterwesen zwischen Unternehmertum und abhängiger Beschäftigung: Sie schafft keine Arbeitsplätze, sondern beschäftigt nur den Ich-Agenten selbst; sie ist nicht gewinnmaximierend, sondern schlicht existenzsichernd ausgerichtet. Bezeichnenderweise häuften sich in jüngster Zeit die Vorschläge, den Zuschuss wieder abzuschaffen, weil er zu viel Geld kostet. Jetzt soll er mit dem Überbrückungsgeld zu einer neuen Form der Förderung von Selbstständigkeit zusammengeführt werden. Ich finde das allemal besser, als per Hartz IV Arbeitslosigkeit zu verwalten und den Leuten vorzugaukeln, sie hätten eine Chance auf dem ersten Arbeitsmarkt!

Ich komme zum Fazit: Eine neue Vielfalt der Arbeit löst die festen Standards ab. Die traditionell von Männern realisierten geradlinigen Biografien „ohne Brüche“ verlieren an Bedeutung. Frauen, für die die Normalarbeit stets Fiktion war, profitieren deshalb besonders von einer stärker an persönlichen Fähigkeiten orientierten Berufswelt. Erwerbsarbeit und Familie, Muße, persönliche Interessen und bürgerschaftliches Engagement werden je nach Lebenslage und Biografie individueller verknüpft – vorausgesetzt, es gelingt, unregelmäßige Erwerbsverläufe mit regelmäßigem Einkommen zu verbinden. Es ist sicher blauäugig, Nomaden und Lanzenträger pauschal zu Pionieren eines neuen Lebensstils zu verklären. Wenn Trendforscher euphorisch über freie Agenten oder Selbst-GmbH rasonieren, ist Skepsis angebracht. Ein großer Teil der Projektarbeit bleibt prekäre Beschäftigung und wird ideologisch verklärt. Dennoch sollte man, wenn das „gute Leben“ kein Wunschtraum bleiben soll, die Chancen einer neuen Balance zwischen Beruf und Privatem, zwischen Arbeit und Liebe, nicht aus den Augen verlieren.

Für Ihre Profession scheint mir eines besonders wichtig: Als Berufsberater müssen Sie sich in die Lebensrealität Ihrer Klienten hineinversetzen können. Sie sollten persönlich etwas wissen von positiven Aufbrüchen, aber auch die negativen Einbrüche und die ambivalenten Umbrüche kennen. Sie sollten sich auskennen mit den Wendepunkten in der Lebens- und Erwerbsbiografie, mit Berufswechseln, mit unsicheren Beschäftigungsverhältnissen, vielleicht sogar aus eigener Erfahrung wissen, was es bedeutet, zeitweise arbeitslos zu sein. Ein zu hoher Anspruch? Mir als Außenstehendem erscheint es fast ein bisschen absurd, dass ausgerechnet viele Berufsberater zum Teil schon seit ihrer Ausbildung verbeamtet sind. Sie haben vielleicht öfter mal den Schreibtisch gewechselt, aber eine „bunte Biografie“ können vermutlich die wenigsten von Ihnen vorweisen. Das ist nicht als Vorwurf gemeint, sondern nur als Hinweis, dass die Grundlage Ihres Denkens, Ihres Verhaltens in beruflichen Fragen sich möglicherweise fundamental unterscheidet von der Ihrer Klientel. Ich vermute, unter anderem deshalb haben Sie mich eingeladen und so lange zugehört. In diesem Sinne und geschützt vom Heiligen San Precario bedanke ich mich für Ihre Geduld!



**Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.**

Bundvorsitzende: Birgit Lohmann

Geschäftsstelle c/o A. Büchner, Ulanenstraße 20, 40468 Düsseldorf

Fon: 0211/453316, Email: [kontakt@dvb-fachverband.de](mailto:kontakt@dvb-fachverband.de)

**[www.dvb-fachverband.de](http://www.dvb-fachverband.de)**